

Tagungsbericht

DIE ÖFFNUNG DER KULTUREN

Multilateraler DissertantInnen-, Workshop‘ des ›Gemischten Komitees Österreich-Ungarn‹ der Österreichischen Akademie der Wissenschaften und der Ungarischen Akademie der Wissenschaften. Wien, Collegium Hungaricum, 12.–14. September 2002.

Die Erweiterung des Arbeitsfeldes der Akademien in Wien und in Budapest geht seit längerem hin auf eine Förderung und Einbindung junger ForscherInnen. Das geschieht nicht nur über Kooperationen, über Projektförderung oder Stipendien, sondern auch in der Weise, dass eine Plattform für Dialog und wissenschaftlichen Austausch geschaffen wird: Bereits fortgeschrittene, aber noch nicht beendete Dissertationen sollen in kleinerem, international zusammengesetztem Kreis mit ‚Workshopcharakter‘ diskutiert werden. So hat das ›Gemischte Komitee Österreich-Ungarn‹ der Akademien in Budapest und in Wien ein Doktorandenforum eingerichtet, in welchem entstehende Arbeiten aus der multilateralen Region – Ungarn, Slowakei, Slowenien, Kroatien – diskutiert werden können. Ein solches ‚Nachwuchssymposium‘ fand nun im September 2002 in Wien statt.

Der Workshopcharakter bedingte, dass kein fixes Thema vorgegeben war; die insgesamt vierzehn Vorträge lassen sich nicht auf einen Nenner bringen, zumal auch methodisch die Spannweite von stärker theoretisch zu stärker sozialgeschichtlich ausgerichteten Arbeiten sehr groß war. Drei Linien, welche verschiedene Arbeiten in unterschiedlicher Weise verfolgten, seien aber hier an Beispielen herausgearbeitet, nämlich: Erstens, Fragestellungen ganz allgemein zu „kulturellem Austausch“; dann die Frage nach (individueller und kollektiver) Identität; drittens, die nach dem Zusammenspiel von Theorieentwicklung und poetischem Text. Zur Verdeutlichung dieser drei Linien seien hier beispielhaft drei der vorgestellten Dissertationsprojekte herausgehoben, mit Verweisen auf andere Teilnehmer und Themen:

Die multiethnische und mehrsprachige Region drängt sich als Beispiel für die in den letzten beiden Jahrzehnten breit rezipierte kulturwissenschaftliche „Transferforschung“ – verknüpft mit Namen wie Peter Burke, Michel Espagne, Michael Werner u. a. – förmlich auf. ÁGNES HILÓCKI (Budapest) thematisierte dies auf theoretischer Ebene wie auch am konkreten Fall ungarischer Zeitungs- oder Anthologienherausgeber des 19. Jahrhunderts. In Forschungen zum „kulturellen Austausch“ (Peter Burke) geht es nicht um einseitige Übernahmephänomene, sondern um kulturelle Wechselbeziehungen. Hilóckis Studie widmet sich zunächst der reichen Übersetzungstätigkeit, wobei im Ungarn des 19. Jahrhunderts dem Deutschen „eine herausragende Rolle zukam, sowohl für das externe wie für das interne Beziehungsknüpfen“: So edierte Johann Graf Mailáth etwa ›Magyarische Gedichte‹ (Stuttgart 1825) als Anthologie in Deutsch. Typisch für den zentral-europäischen Raum ist es aber auch, dass die in der Transferforschung so betonte „Reziprozität“ eben nicht immer gegeben ist. Zwar studierten viele Ungarn in Göttingen, Jena und Wien, aber umgekehrt war die Fluktuation gering. Dabei hatten Zeitschriften und Almanache wie das in

Pesth auf Deutsch herausgegebene Taschenbuch ›Iris‹ (hrsg. von Johann Graf Mailáth und Sigmund Saphir, Pesth: Verlag Gustav Heckenast 1.1840–9.1848) die Reziprozität um 1840 sogar in ihrem Programm: „Das Ziel dieser Zeitschrift ist, Ungarn und das Ausland wechselseitig von ihrem intellektuellen und gesellschaftlichen Leben zu unterrichten“. So wichtig die Methoden der Transferforschung hier sind, muss sie in vielem anhand konkreter Fälle auch modifiziert werden. So ist, meinte MORITZ CSAKY (Wien) in der Diskussion, etwa Michel Espagnes bekanntes Modell des „Kulturtransfers“ (Ausgangskultur – Vermittlungsinstanz – Zielkultur) gerade für Zentraleuropa nur bedingt brauchbar: Eine „Vermittlungsinstanz“ muss vor allem in der Alltagskultur nicht immer gegeben sein, und der Ausdruck unterstellt auch zu stark den „neutralen Beobachter“. Wie wenig neutral es in einer komplexen geschichtlichen Region zugeht, zeigten unter anderem die mit Befreiungsbewegungen verknüpften Nationalitätenkämpfe, ihre Auswirkung auf die Verfassungsbewegung (PETER KAROSHI, Graz) und die offizielle Rezeption, wie sie sich in Denkmälern oder in der Semantisierung von Plätzen zeigt (PETER STACHEL, Wien, zum „Heldenplatz“).

Spannend offenbarte diese Tagung, dass jüngere Forschung sich nicht unvermittelt auf das sich in der zentraleuropäischen Region förmlich aufdrängende Thema der „Nationalitätenkonflikte“ einlassen will. Und es dann doch thematisiert, allerdings in einer sozusagen metonymischen Verschiebung zu einem scheinbar ganz anderen Thema hin. So konnte ESZTER PABIS (Debrecen) auf ganz andere Weise über Nation und Identität sprechen: ›Nation und Narration. Nationale und narrative Identitätskonstruktionen in Max Frischs „Stiller“‹. Nun ist „Identität“ in diesem Roman bekanntlich zentral, und viele Untersuchungen setzten sich damit auseinander. Doch überraschenderweise, so Pabis in ihrem Dissertationsprojekt, werde gegenüber der persönlichen Identität die damit doch gerade bei Frisch so eng verbundene nationale Identität immer noch marginal behandelt. Dabei könne gerade diese Richtung der Interpretation „im Lichte neuerer Theorien der Nation bzw. des Nationalismus als relevantere Richtung der Interpretation verwendet werden.“ Gerade durch die Kanonisierung des Gedächtnisses und die Sakralisierung der Identität „entstehen die Vorstellungen von dem homogenen Raum der Nation und der linearen Zeit der Nationalgeschichte, deren Eindeutigkeit Schutz vor den Paradoxien und Kontingenzerfahrungen in der modernen Welt bietet“.

Ebenso aufschlussreich war der Beitrag KATALIN TELLERS (Budapest). Sie stellte die Frage, wie Viktor Šklovskijs berühmter Verfremdungs-Begriff – entwickelt im Petersburger „Laboratorium der Moderne“ (Karl Schlögel) um 1915 – sich in literarischer Praxis bei Rilke, Kafka und Musil nachweisen lässt: „Deren Texte beruhen narrativisch auf Demetaphorisierungsmechanismen“, so Teller. Gemeint ist damit, dass in Musils ›Der Mann ohne Eigenschaften‹, in Rilkes ›Malte Laurids Brigge‹ und in Kafkas ›Die Strafkolonie‹ Metaphern ganz „wörtlich“ genommen werden: eben dadurch werde die automatisierte Wahrnehmung im Sinne Šklovskijs deautomatisiert. Ein Beispiel: In der ›Strafkolonie‹ wird das Urteil nicht nur geschrieben, sondern von der Maschine dem Körper buchstäblich ein-geschrieben, was den eingeschliffenen Ausdruck „geschriebenes Gesetz“ massiv deautomatisiert. Dass Katalin Teller hier wichtigen Zusammenhängen auf der Spur ist, kann der Referent aus eigenen frühen Studien zu Musil, die ebenfalls den Bezug zum russischen Formalismus herstellten, bestätigen. Auch auf diese Weise wird der zentraleuropäische Raum also erweitert, hin auf einen gesamteuropäischen, nämlich den Raum der Moderne zwischen Petersburg, Paris, Wien und Budapest. Eine solche Weite gehört nicht zu den schlechtesten Ergebnissen eines ‚Nachwuchssymposions‘.

Richard Reichensperger (Wien)